

Joachim J. Krause | Vikar  
Christuskirche | Gänsheidestraße 29 | 70184 Stuttgart  
joachim.krause@elkw.de

## **Die Synagoge des Satans oder: Von Trauer und Treue Predigt über Offb 2,8–11**

**Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres  
18. November 2012, Christuskirche Stuttgart**

Liebe Gemeinde,  
der heutige Vorletzte Sonntag des Kirchenjahres ist zugleich Volkstrauertag. Der Volkstrauertag ist ein staatlicher Gedenktag. Gedacht wird, so die offizielle Sprachregelung, der „Toten zweier Kriege an den Fronten und in der Heimat“. Ganz unumstritten war der Volkstrauertag nie, das wissen die meisten von Ihnen besser als ich. Anders als ich haben Sie vielleicht noch selbst miterlebt, wie gerungen wurde um die Wiedereinführung des Tages, der während des ersten Weltkriegs vielerorts für lautstarke Kriegspropaganda missbraucht wurde und von 1934 bis 45 „Heldengedenktag“ hieß.

Unser Predigttext für diesen Tag steht in Offenbarung 2, Verse 8–11. Es ist ein Text, von dem Walter Jens gefragt hat, ob man ihn überhaupt von einer Kanzel verlesen dürfe.<sup>1</sup>

<sup>8</sup> Und dem Engel der Gemeinde in Smyrna schreibe: Das sagt der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden: <sup>9</sup> Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut – du bist aber reich – und die Lästerung von denen, die sagen, sie seien Juden und sind's nicht, sondern sind die Synagoge des Satans. <sup>10</sup> Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst! Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr versucht werdet, und ihr werdet in Bedrängnis sein zehn Tage. Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. <sup>11</sup> Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt! Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem zweiten Tode.

Darf man diesen Text von einer Kanzel verlesen? Ja, man darf, wenn eine Auslegung folgt. Und es lohnt sich auch, den Text zu lesen, gerade am Volkstrauertag – denn er hat etwas zu tun mit unserer Trauer an diesem Tag. Ich setze zweimal an: Einmal bei der Wirkungsgeschichte des Textes, und dann noch einmal beim Text selbst.

Zum ersten, zur Wirkungsgeschichte:<sup>ii</sup> Sie ist auf fatale Weise bestimmt worden durch das böse Wort über die, „die sagen, sie seien Juden und sind's nicht, sondern sind die Synagoge des Satans“. Die Juden sind Gottes geliebtes Volk, das Volk, das er vor allen anderen erwählt hat. Sind die Juden jetzt etwa von Gott verworfen? Sind sie selbst ihres Namens nicht mehr wert – „die sagen, sie seien Juden und sind's nicht“? Es klingt so. Aus der „Synagoge des Herrn“ (Num 16,3 u.ö.) ist die „Synagoge des Satans“ geworden. Früh in der Geschichte des jungen Christentums hat sich die Ansicht herausgebildet, die Juden, die nicht an Jesus als Christus glaubten, seien von Gott verworfen, und an ihre Stelle als Gottes auserwähltes Volk seien die Christen getreten. Nicht in der Synagoge, in der Kirche versammle sich das „wahre Israel“. Dieser Glaube – dieser Irrglaube – stützte sich auch und gerade auf unseren Predigttext und das böse Wort von der „Synagoge des Satans“.

Aus der Brut dieses einen bösen Wortes sind seitdem viele böse Worte geschlüpft. Ein Beispiel soll genügen. Es stammt vom Kirchenvater Hieronymus, einem der ganz Großen unserer Theologiegeschichte, und es ist auch so ein Wort, das man kaum von einer Kanzel verlesen möchte: „Wenn es [überhaupt] sinnvoll ist, Menschen zu hassen und irgendeinen Menschenschlag zu verabscheuen, so habe ich einen seltsamen Widerwillen gegen Beschnittene; denn bis heute verfolgen sie unseren Herrn Jesus Christus in den Synagogen des Satans.“<sup>iii</sup>

Ich erspare uns weitere Beispiele, ich überspringe auch das böse Wort Luthers, die Juden seien unser Unglück und man solle ihre Synagogen mit Feuer verbrennen, ich springe direkt in unsere Geschichte – in den November in Deutschland, den November 1938. Am 9. November 1938 brennen in Deutschland die Synagogen, Juden werden beraubt und ermordet, jetzt zu Hunderten, wenig später millionenfach. Dieser Abgrund bricht auf in einer ganz anderen Zeit, Hieronymus und Luther liegen lange zurück. Die „Religion“ der gottlosen Nationalsozialisten war ein biologistisch-rassistischer Antisemitismus, der in Europa seit dem 19. Jahrhundert um sich greift. Historiker streiten sich, ob dieser moderne Antisemitismus ein gänzlich neuartiges, sozialgeschichtlich zu erklärendes Phänomen ist, oder ob darin nicht doch auch die vormoderne Feindschaft von Christen gegenüber Juden in veränderter Form fortlebt. Unabhängig von dieser Frage aber steht fest: Die Novemberpogrome

des Jahres 1938 sind vom nationalsozialistischen Regime konzipiert und organisiert worden, und der Nationalsozialismus war keine christliche Bewegung. Ebenso fest steht allerdings auch: Christen in Deutschland haben zwar in ihrer überwältigenden Mehrheit nicht selbst Hand an ihre jüdischen Nachbarn gelegt in jener verhängnisvollen Novembernacht. Aber sie haben sich dem gottlosen Treiben auch nicht entgegengestellt. Und das ist auch kein Wunder! Wer über Jahrhunderte gelernt und geglaubt hat, dass die Juden von Gott verworfen sind, dass sie die „Synagoge des Satans“ sind, von dem ist kein beherztes Einschreiten und erst recht kein christliches Mitleiden zu erwarten, wenn Synagogen brennen und Juden deportiert werden. Die jahrhundertealte Tradition der Judenfeindschaft in der christlichen Theologie war eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass die Nationalsozialisten ihren Wahn so ungehindert in die Tat umsetzen konnten.

Am 9. November 1938 kommt die Schuld ans Licht, die wir Christen gegenüber unseren jüdischen Nachbarn auf uns geladen haben. Und mit diesem Datum, dem 9. November 1938, ist auch der heutige Tag verbunden: der Volkstrauertag. Wir gedenken der „Toten zweier Kriege an den Fronten und in der Heimat“ – in der Heimat, auch in unserer nächsten Nachbarschaft. Hier in unseren Straßen, in denen heute, 2012, Namen wie Rosenberg oder Friedländer nur noch selten auf dem Klingenschild stehen, viel öfter dagegen auf einem Stolperstein aus Messing, der in den Boden vor der Haustüre eingelassen ist. Auch um diese Namen, auch um diese Nachbarn, die die wenigsten von uns je gehabt haben, trauern wir heute am Volkstrauertag.

Das ist der Rückblick, den unser Predigttext eröffnet, ein Rückblick auf Schuld und Trauer. Aber derselbe Text kann uns auch einen Ausblick eröffnen, der uns Mut und Hoffnung gibt. Wie das? Wir müssen dazu noch einmal ansetzen: beim Text selbst. Was ist das überhaupt für ein Text, und wovon handelt er? Der Text ist ein Brief des Johannes an die christliche Gemeinde in Smyrna, dem heutigen Izmir, das der eine oder die andere möglicherweise vom letzten Türkei-Urlaub kennt. Die Christen in Smyrna und im gesamten römischen Reich standen gegen Ende des ersten Jahrhunderts unter einem gewaltigen Druck. Der römische Kaiser Domitian ließ sich als „Herr und Gott“ verehren, und an diesem Herrscherkult mussten alle

teilnehmen, auch die Christen. Aber kann man das als Christ? Widerspricht das nicht unserem Bekenntnis? Unser „Herr und Gott“ ist doch ein anderer! – Das ist die Bedrängnis, von der der Brief des Johannes spricht.

Und die im Brief erwähnten Juden? Haben sie etwa die Christen denunziert, ihre mangelnde Beteiligung am Herrscherkult angezeigt? Und darum die böse Bezeichnung als „Synagoge des Satans“? Das könnte man vermuten, und das wird auch vermutet. Wahrscheinlicher aber ist eine andere Erklärung. Mit „Satan“ meint Johannes wahrscheinlich die römische Herrschaft. Wenn er die Juden in Smyrna als „Synagoge des Satans“ beschimpft, dann kritisiert er also, dass sie sich mit dem Herrscherkult arrangiert haben und dadurch ihrem eigenen Bekenntnis untreu geworden sind.

Was genau es mit dieser Kritik auf sich hatte, wissen wir zwar nicht. Aber zweifellos versuchten die Menschen in Smyrna auf ganz unterschiedlichen Wegen, sich zu arrangieren mit dem Druck des Herrscherkults. Es mag sein, dass manche – Juden wie Christen – es in dieser Situation für klüger hielten, dem Kaiser ein Lippenbekenntnis zu leisten. Und wer von uns wollte ihnen das verdenken, wie können wir über sie urteilen? Wir leben in Freiheit, aber fragen wir einmal unsere Freunde aus Greifswald oder Dresden, wie sich die Entscheidung angefühlt hat: Konfirmation oder Abitur!

Was heißt das aber für die Auslegung unseres Predigttextes? Johannes ermahnt die Christen in Smyrna, auf keinen Fall und in keiner Weise ihrem Bekenntnis untreu zu werden. Notfalls sollen sie lieber Nachteile in Kauf nehmen: „Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst!“ Diese Ermahnung bekräftigt er durch das Negativbeispiel, das seiner Meinung nach die Juden von Smyrna bieten. Nun muss man zwar sagen: Wie die jüdischen Nachbarn sich arrangieren, das geht Johannes herzlich wenig an; Jesus hätte ihm vielleicht geraten: „Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; danach sieh zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst.“ (Mt 7,5). Und das böse Wort von der „Synagoge des Satans“ ist und bleibt böse. Aber dass die Juden von Gott verworfen sind, dass die Kirche jetzt das „wahre Israel“ ist, das wollte Johannes wohl nicht sagen – noch nicht. Es dauert noch einige Jahrzehnte, bis dieser fatale Irrglaube vollends ausgebrütet ist.

Der Brief des Johannes will also Mut machen: „Sei getreu“, steh' zu deinem Bekenntnis, bekenne dich zu dem, der in Wahrheit Herr und Gott ist! Johannes macht uns Mut – zu etwas, was hier und heute gar keinen Mut mehr erfordert. Müssen wir Angst haben, wenn wir unseren christlichen Glauben bekennen? Schauen Sie sich verstohlen um, bevor Sie von der Gänsheide abbiegen Richtung Kirchentür? Wir leben in Freiheit – Gott sei Dank!

*Wir* müssen heute nicht mehr mutig sein, um zu unserem Bekenntnis zu stehen – andere müssen das sehr wohl. Zum Beispiel in Nigeria. Ein junger Mann wird, nachdem er zum Christentum konvertiert ist, von Polizisten überfallen und verprügelt. Sie sperren ihn ein und foltern ihn mit Tränengas. Sie drohen, ihn an einem Baum aufzuhängen, wenn er nicht sein Bekenntnis zu Jesus Christus widerruft. – Nigeria und Nordkorea, Pakistan und Ägypten, Somalia und Sudan – die Liste wird lang und immer länger. Und nicht nur Christen werden verfolgt, auch Angehörige anderer Religionen, auch – immer noch, immer wieder – Juden. Ein 53-jähriger Rabbiner wird auf offener Straße von mehreren Jugendlichen beleidigt und mit brutaler Gewalt angegriffen. Seiner sechsjährigen Tochter, die mit ansehen muss, wie ihr Vater verprügelt wird, drohen die Täter: „Wir bringen dich um!“ – Das ist nicht in Nigeria passiert – sondern in Berlin-Schöneberg, es ist keine drei Monate her.

Juden werden verfolgt, weil sie Juden sind, Juden müssen Mut haben, wenn sie sich zu ihrem Glauben bekennen wollen – das gibt es, immer noch, immer wieder, auch in Deutschland. Ausgerechnet in Deutschland, nach allem, was passiert ist. Ausgerechnet in Deutschland, wo sich jüdisches Leben derzeit so unverhofft und so erfreulich entwickelt wie in kaum einem anderen Land. In den vergangenen zwei Jahrzehnten sind die jüdischen Gemeinden in Deutschland um über 250 Prozent gewachsen. Und dabei sind die säkularen jungen Israelis, die nach dem Militärdienst heute lieber ein Jahr in Berlin leben als durch Südamerika zu trampeln, noch gar nicht mitgerechnet. Inzwischen steht „Rosenberg“ oder „Friedländer“ nicht mehr nur auf Stolpersteinen, sondern auch wieder auf Klingelschildern. Rosenberg, so heißt ein Freund von mir, der aus Israel nach Deutschland gekommen ist, um hier zu leben. Nach allem,

was passiert ist, ein Vertrauensbeweis. „Freunde, dass der Mandelzweig...“

Wenn wir den Brief des Johannes heute lesen, am Volkstrauertag, dann macht er uns Mut: „Sei getreu“, das heißt: Steh’ zu deinem Bekenntnis. „Sei getreu“, das heißt auch: Steh’ treu, steh’ solidarisch zu deinem Nachbarn, wenn er bedroht wird aufgrund seines Bekenntnisses. Und wenn du weniger Mut brauchst für dein eigenes Bekenntnis, dann hast du mehr Mut übrig für deinen Nachbarn.

So macht uns Johannes Mut – und er macht uns auch Hoffnung. Denn es sind ja nicht seine eigenen Worte, die Johannes der Gemeinde in Smyrna schreibt, sondern er übermittelt die Botschaft des auferstandenen Herrn. „Das sagt der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden.“ Und was sagt er? „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Jetzt bist du bedrängt, jetzt musst du leiden. Aber das Jetzt ist nicht alles, das Jetzt ist nicht das Ende. Sondern am Ende wird Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Tränen von deinen Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. (vgl. Offb 21,4). – Amen.

---

<sup>i</sup> Vgl. Walter Jens, Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres: Offb 2,8–11, in: id. (Hrsg.), Assoziationen. Gedanken zu biblischen Texten, Bd. 4, Stuttgart 1981, S. 192–193.

<sup>ii</sup> Ausführlicher dazu Joachim J. Krause, Juden und wir Christen, in: unterwegs Europa-Ausgabe (2009), S. 8–10, im Internet verfügbar unter <http://www.emk.de/unterwegs-archiv+M5d0eefd2895.html>.

<sup>iii</sup> Zit. nach Heinz Schreckenberg, Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte und ihr literarisches und historisches Umfeld (1.–11. Jh.), Frankfurt a.M./Bern 1982, S. 333.